

INHALT

SO WAS WIE EIN VORWORT: DIE VERSCHRIFTUNG	9
1. TEIL	11
Wie ich Polizist geworden bin.....	11
Die schirche Geschichte mit dem Ernst Karl.....	14
Wie ich zur Diensthundabteilung und zu meinem ersten Diensthund gekommen bin.....	17
Die Diensthundeführerausbildung, Tasso Vier und wie das damals war mit dem Respekt. Und mit dem Mann im Gebüsch.....	20
Noch eine Geschichte mit einem, der gerannt ist.....	27
Der Astor wird Universalist und später Pensionist.....	29
Wie ich zum Arco gekommen bin und wie ich ihm das Wildern nicht ab- gewöhnt habe.....	32
Der Arco stellt einen bösen Mann. Und einen noch böseren	38
In der Brigittenau liegt ein Toter auf der Straße	41
Eine Geburt im Gemeindebau.....	44
Ich werde Kriminalbeamter, was den Arco fast das Leben kostet. Und die Geschichte mit den kleinen Katzerln.....	48
Was früher alles anders war in der Kriminalistik und in der Ausbildung	51

2. TEIL

53

Als Kieberger in Floridsdorf. Ein Schuss ins Fenster, eine Orgel und eine Gangbeleuchtung, die immer teurer wird	57
Eine Leiche auf der Donauinsel. Und Leichen überhaupt	63
Der Rote Heinzl, der Wesely Berndi, die frühere Wiener Platten und wie das heute so ist	67
Quasi ein Zwischenspiel. Traiskirchen, und warum ich danach nicht mehr nach Floridsdorf zurückgekommen bin	74
Als Kieberger in der Leopoldstadt. Die Red Brothers, der Bürgermeister, die Juristen und ein U-Richter	83
Der Skender, der Pirol, und die Legende vom Gehautwerden	89
Ein umfassendes Geständnis	98
Die Geschichte mit dem Michel, die fast so war wie im Fernsehen	99
Eine außergewöhnliche Leiche	106
Über Einbrecher. Und über die Grenzen meiner Empathie	109
Das kleine Puff in der Czerningasse – zwei Geschichten, die mir dazu einfallen	116

3. TEIL

121

Wie ich meinen Orden gekriegt habe, nicht Gruppenführer geworden und stattdessen zur SIRENE gekommen bin	121
Mein Außendienst bei der SIRENE. Allerlei Hürden, solche und solche	126
Die Subjektive Wahrnehmung und ein paar Geschichten, die dazu passen	135

DAS GLOSSAR

144

SO WAS WIE EIN VOR- WORT: DIE VERSCHRIFTUNG

Eins muss gleich am Anfang gesagt werden: Es war nicht wie im Fernsehen. In Wirklichkeit ist gar nichts wie im Fernsehen. Im Fernsehen, dort rennen die Kommissare ununterbrochen herum, haben nichts wie eine Äktschn, und schreiben tun sie keine Zeile, oder nur ganz wenig, so gut wie gar nichts. Dabei ist das Schreiben die Haupttätigkeit von jedem Polizisten. Weil alles muss dokumentiert werden, jedes Vorgehen. Jede Amtshandlung, ganz genau: Was du machst, warum du es machst. Alles. Und das geht nur über die »Verschriftung«. Auch wenn so ein Akt neuerdings immer papierloser wird und alles nur mehr auf Speichermedien parat ist – es muss ja trotzdem geschrieben werden, nur halt nicht mehr mit einer Schreibmaschine.

Und dieses Amtsdeutsch, in dem da geschrieben wird, das bleibt einem irgendwie hängen. Wenn ich probier, was zu schreiben, zum Beispiel meine Erinnerungen, wie alles so war, dann rutsch ich gleich wieder in diese »Verschriftung« hinein. Und

so einen Bericht mag keiner lesen, außer vielleicht die Staatsanwaltschaft. Drum lass ich das und erzähl lieber alles so, wie es mir einfällt.

1. TEIL

Wie ich Polizist geworden bin

1961 war das Jahr, in dem die ganze Welt auf Wien geschaut hat. Der Kennedy war da und der Chruschtschow und unser Bundespräsident Schärp, quasi der Chef von meinem Vater, hat die beiden in Schönbrunn miteinander bekannt gemacht. Da war meine Mutter, eine Akkordarbeiterin aus Südmähren, schon schwanger mit mir. Und ich bin dann ein paar Monate später, nur zwei Kilometer von Schönbrunn entfernt, im Kaiserin-Elisabeth-Spital geboren worden. Aber das gibt es heute nicht mehr, genauso wenig wie die Kronländer der Monarchie, wo ich als echter Wiener meine Wurzeln habe.

Ich stamme aus dem fünfzehnten Bezirk, Rudolfsheim-Fünfhaus. Mein Vater war Polizist, Kriminalbeamter, ein echter Kieberer. Später war er sogar Offizier der Kriminalpolizei. Dadurch war für mich beruflich schon eine gewisse Vorgabe da, obwohl Polizist keinesfalls mein erster

Berufswunsch war. Studiert hätt ich gern, irgendein naturwissenschaftliches Fach. Und noch lieber wär ich Pilot geworden, das hat mich immens interessiert.

Aus dem Studieren ist dann leider nichts geworden, weil das Gymnasium wegen mangelnden Lernerfolgs auf meine wertvolle Mitarbeit verzichtet hat. Und Berufspilot – na, das war absolut außer Reichweite. Die Ausbildung hat damals schon genau so eine Lawine gekostet wie heute; die fängt irgendwo bei siebzigtausend Euro an, wenn man sie sich selber finanziert. Trotzdem bin ich Pilot geworden, wenn auch nicht beruflich und um einiges später; sobald es sich mit dem Geld ausgegangen ist.

Als Kind und während meiner Pubertät bin ich in Ottakring aufgewachsen. Was soll ich sagen? Zu der Zeit war Ottakring ein von Kriminalität durchzogener Bezirk. Ich bin also mit den Pülchern groß geworden. Mein Stammlokal war das Guggi auf der Thaliastraße, Ecke Wattgasse. Dort waren die Strizzis und die Huren. Und da war immer ein gutes Einvernehmen. Auch, als ab 1976 alle gewusst haben, dass ich jetzt bei der Polizei bin – das hat sie nie geniert.

Zur Polizei bin ich über eine damals ganz neue Ausbildungsart gekommen, die im Jahr 1974 ins Leben gerufen und entsprechend beworben worden

ist, weil es zu wenig gute junge Polizisten gegeben hat. Das Ziel war, via B-Matura Offiziere heranzuziehen. Die Ausbildung hat nach der Pflichtschule angefangen – Polizist quasi als Lehrberuf. Der Lernumfang war gar nicht ohne, mit vielen Gesetzestexten und auch mit Unterrichtsgegenständen, die nicht unbedingt »polizeierforderlich« waren, zum Beispiel Englisch, Geographie und Deutsch. Vorher, in den frühen Siebzigern, war es ja im Prinzip so gewesen: Wenn einer seinen Namen hat schreiben können und bis zehn zählen, dann war er schon so gut wie dabei. Am Land hat es sogar richtige Schanghai-Aktionen gegeben, wo Polizisten, die ihre Roots in der jeweiligen Gegend gehabt haben, extra dafür freigestellt worden sind, dass sie die Landjugend für den Polizeidienst anwerben. Da war dieser Lehrgang schon eine deutliche Verbesserung. Es hat eine echte elitäre Aufbruchsstimmung geherrscht, als ich im Jahr 1976 als dritter Jahrgang unserer Schule dazu gekommen bin. Offiziell haben wir »Polizeipraktikanten« geheißen, aber lieber war uns die inoffizielle Bezeichnung »Polizeikadetten«. Das hat besser geklungen. So bin ich zur Polizei gekommen. Mein Vater war nicht wirklich begeistert. Er hat halt seine Zweifel gehabt und gesagt: »Da hättest du gleich im Gymnasium bleiben können.« Recht hat er gehabt.

Der Abschluss mit der B-Matura ist dann leider daran gescheitert, dass die Schule nicht öffentlich-rechtlich war. Die Fächer haben wir zwar gelernt, aber zur Reifeprüfung sind wir nicht zugelassen worden. Das hat sich für meinen Jahrgang, die 76er, leider erst herausgestellt, als die 74er hätten antreten sollen. Trotzdem war die Schule an sich ein Erfolgsmodell. Es hat sie noch bis 1986 weiter gegeben, wobei das Modell auch von der Gendarmerie übernommen worden ist.

Die schirche Geschichte mit dem Ernst Karl

Eine Geschichte gehört noch in die Zeit, bevor ich Polizist geworden bin, obwohl ich mit ihr nur insofern was zu tun gehabt hab, als sie sich um einen Polizeischulkollegen von meinem Vater gedreht hat. Mein Vater ist 1964 bis 1966 in der Polizeischule gewesen, die damals noch recht streng war; da ist auch nicht viel Rücksicht drauf genommen worden, ob einer schon verheiratet war oder ein Kind gehabt hat. Da warst du zwei Jahre lang kaserniert, mit ganz wenig Ausgang. Einer seiner Mitschüler, ein gewisser Ernst Karl, war manchmal bei uns zu Hause zu Besuch. Ein netter, unauffälliger junger Mann, der zu spektakulärer Bekanntheit gelangen sollte.

Der Ernst Karl hat gleich nach der Schule als Sicherheitswachebeamter im zwölften Bezirk angefangen. Zwei Jahre später, 1968, wurde er dann in den Zeitungen zuerst einmal als Held gefeiert. Er hat, so hat es geheißen, auf einer Streife zwei Einbrecher in der Tivoligarage erwischt, einer Autowerkstatt in Meidling, die es heute noch gibt. Die Einbrecher haben auf ihn das Feuer eröffnet, und daraufhin hat er sie alle beide in Notwehr erschossen. Die Öffentlichkeit war begeistert.

Die nachfolgenden Erhebungen haben dann allerdings ergeben, dass die Geschichte in Wirklichkeit eine ganz andere war. Der Ernst Karl war schwul, was niemand gewusst hat und auch niemand hat wissen dürfen. In den sechziger Jahren war das ja nicht nur ein massiver gesellschaftlicher Makel und im Staatsdienst überhaupt undenkbar, sondern es war auch noch ein echter Straftatbestand mit einer Freiheitsstrafe von ein paar Jahren. Heute wäre das vollkommen wurscht, er wäre ein angesehener Beamter, weil: Ein guter Polizist war er ja auf jeden Fall. Aber damals? Es hat sich herausgestellt, dass der Ernst Karl die zwei angeblichen Einbrecher schon länger privat gekannt und mit einem von den Burschen was gehabt hat. Und als die beiden ihn wegen seiner Homosexualität erpresst haben, hat er den Einbruch inszeniert und die zwei schlicht und einfach umgelegt. Er ist

wegen den beiden Morden dann zu lebenslanger Haft verurteilt worden und nach Stein gekommen.

Auch im Gefängnis ist der Ernst Karl im Grunde seines Herzens aber immer ein Polizist geblieben und hat sich da auch psychotisch hineingesteigert: Der Aufpasser und der Rächer in einer Person. Ein Mithäftling von ihm war der Mörder und Vergewaltiger Johann Rogatsch, der unter besonders grauslichen Umständen ein junges Mädel umgebracht und zerstückelt hat. Und über diesen Rogatsch hat der Ernst Karl quasi Gericht gehalten. Die lebenslange Haft war ihm für die Verbrechen zu wenig Strafe, also hat er ihn zum Tod verurteilt und das Urteil auch gleich selber vollstreckt: Er hat ihn mit bloßen Händen erwürgt. Der gesellschaftliche Schaden hat sich wohl in Grenzen gehalten, aber der Ernst Karl ist daraufhin in der Maßnahme gelandet und Anfang der Nullerjahre in Stein gestorben.

Dieser ganz schmale Grat zwischen einem, der das Gesetz hütet und einem, der das Gesetz bricht – auf den werd ich noch ein paar Mal zurückkommen.

Wie ich zur Diensthundeabteilung und zu meinem ersten Diensthund gekommen bin

Nach der Schule, ab 1979, war meine erste Dienststelle das Wachzimmer Krottenbachstraße in Döbling. Das war schon als Polizeischüler mein Schulwachzimmer gewesen, und die Ausbildung dort war durchaus solide und gediegen. Aber Döbling war halt traditionell ein Nobelbezirk. Politiker, reiche Leute. Ganz anders als in Ottakring. Es war – wie soll ich sagen? Ereignislos. Für mein weiteres Berufsleben nicht schlecht. Aber als junger Polizist stellst du dir das alles natürlich anders vor. Mit mehr Äktschn.

Zwar gibt es auch in Döbling Bereiche, wo nicht die haute volée daheim ist. Da, wo der Bezirk in die Gürtelgegend übergeht, weit weg von der Cottage. Aber nicht einmal dort ist großartig was passiert. Ich könnt mich konkret an keine einzige Geschichte erinnern. Mir ist klar geworden: Ein Uniformierter will ich nicht bleiben. Die damalige Hauptarbeit von einem uniformierten Polizisten, Verkehrssünden bewältigen und abstrafen – das war für mich nie die Erfüllung, das hat mich einfach nicht interessiert. Für mich ist festgestanden, dass ich Kriminalbeamter werden wollte, und dieses Dasein war für mich nur eine notwendige Zwischenstufe auf diesem Weg, ohne die es halt nicht

gegangen ist. Trotzdem bin ich nach der Dienstprüfung in Döbling geblieben. Was weiß ich, warum – vielleicht gibt es so etwas wie ein menschliches Bedürfnis nach Kontinuität.

So ein Wachzimmer ist für alle Bereiche zuständig, und von den Spezialabteilungen hat mich nur eine wirklich interessiert, und zwar die Diensthundeabteilung. Ich bin ja als Kind mit einem Hund aufgewachsen, mit der Susi, einer ganz lieben Langhaardackelhündin, die ein halbes Jahr älter war als ich. Seit die Susi gestorben war, hatte ich keinen Hund mehr gehabt. Dabei habe ich mir immer einen gewünscht, aber meine Eltern waren dagegen und haben gesagt: Auf einen Hund muss man aufpassen, der braucht viel Zeit... Meine Großeltern, die haben im Weinviertel oben zwei Deutsche Schäferhunde gehabt. Von denen war einer ein ausgeschiedener Zollwachhund, und da hab ich auch gelernt, wie man mit großen Hunden umgeht. Also war mir klar: Diensthundeabteilung. Aber dafür brauchst du zuerst einmal einen Hund.

Ob es heute noch so ist, kann ich nicht sagen, weil ich ja seit über dreißig Jahren nicht mehr bei der Hundeabteilung bin, aber damals war eine der Möglichkeiten die folgende: Du findest dir einen jungen Hund und die Republik Österreich übernimmt ihn als Schenkung. Aus rechtlichen und versicherungstechnischen Gründen ge-

hört der Hund dem Staat, so lang er im Dienst ist und so lang du der Hundeabteilung angehörst. Wenn eines davon wegfällt, geht der Hund wieder in dein Eigentum über. Wie ich meinen ersten Diensthund gefunden hab? – Also, das war so:

In Döbling sind wir damals noch viel auf Fußstreife gegangen, was ja nicht schlecht war. Da hat man keine »Grätzlpolizisten« gebraucht, um im Grätzl unterwegs zu sein und Kontakt zur Bevölkerung zu haben. Auf die Tour habe ich einen Automechaniker kennen gelernt, in dessen Werkstatt immer ein schwarzer Schäferhund herumgerannt ist. Der hat alle begrüßt und war überhaupt nicht böse, obwohl er Satan geheißen hat. Und wie der Satan eines Tages Vater von einem Wurf Welpen geworden ist, alle genau so schwarz wie er, hab ich mir einen davon gekauft, den Astor.



Die Diensthundeführerausbildung, Tasso Vier und wie das damals war mit dem Respekt. Und mit dem Mann im Gebüsch

Bevor so ein Hund mit der Ausbildung anfangen kann, muss er erst einmal ein Jahr alt werden und dann eine Aufnahmeprüfung bestehen. Da gehört einiges dazu: So ein Polizeihund braucht eine Unterordnungswilligkeit und gleichzeitig eine gewisse Aggressivität, und schussfest muss er natürlich auch sein. Weil, wenn es kracht und der Hund rennt davon, dann ist er nicht besonders geeignet für den Job. Aber mein Astor hat im Jahr 1981, als er ein Jahr alt war, die Aufnahmeprüfung mit Bravour bestanden, und wir sind gemeinsam nach Strebersdorf in die Ausbildung gekommen. Dort war die zentrale Polizeihundeausbildungsstelle für ganz Österreich, nur nicht für die Gendarmeriehunde, das war damals ja noch streng getrennt.

Die Ausbildung zum Diensthundeführer hat drei Monate gedauert. Die ist 1981, als wir dazu gekommen sind, gerade neu geregelt worden, geteilt in zwei Monate Grundausbildung, in der der Hund zum Schutzhund ausgebildet wurde, und einen Monat Fährtenausbildung. Dazwischen, in den Sommermonaten, haben wir schon Praxisdienst machen dürfen. Danach war mein Astor also ein richtiger Polizeihund, und ich war sein

Hundeführer. Das hat dann schon wesentlich mehr Äktschn gebracht. Als junger Hundeführer war ich nämlich als Springer eingeteilt, das heißt, der Astor und ich waren zwar einem bestimmten Wachzimmer zugeteilt, in unserem Fall dem Wachzimmer Westbahnhof im fünfzehnten Bezirk, aber dort waren wir im Prinzip nur selten. Die mobilen Hundeführer sind mit Funk gefahren, benannt von »Tasso Eins« bis »Tasso Fünf«, immer besetzt mit zwei Mann im zwölfstündigen Dienstradel. Und wenn jemand aus diesen Besatzungen ausgefallen ist, hab ich das in der Früh erfahren und bin eingesprungen. Wir waren in ganz Wien unterwegs. Auf den Wohnort ist dabei nicht viel Rücksicht genommen worden.

Ich hab damals noch immer in Ottakring gewohnt, und mein gutes Verhältnis zu den dortigen Pülchern war ungebrochen. Keine wirkliche Freundschaft, natürlich – wie soll ich sagen? – eine friedliche Koexistenz mit gegenseitigem Respekt. Die haben genau gewusst, was ich mach, und ich hab genau gewusst, was die machen... Na ja, nicht im Detail, sonst hätt ich ja einschreiten müssen. Aber dass ein Zuhälter ein Zuhälter ist, das hab ich gewusst, und dass eine Hur eine Hur ist, hab ich auch gewusst.

Zwischen den Pülchern und der Polizei hat ein gegenseitiger Respekt geherrscht. Natürlich mit

Ausnahmen, weil Deppen hat es auf beiden Seiten schon immer gegeben, wer hätte das gedacht! Dieser prinzipielle Respekt hat dafür gesorgt, dass bei den Amtshandlungen eine Handschlagqualität da war. Das hat mir später, als Kriminalbeamter, recht geholfen. Weil: Eine Persönlichkeit haben, das kannst du nicht lernen, aber eine Persönlichkeit prägen, das kannst du. Und dass ich schon als Bub in Ottakring und dann als junger Hundeführer mit den Pülchern gut ausgekommen bin, das hat mich natürlich geprägt. Drum hat das auch später im zweiten Bezirk mit den ärgsten Strizzis für mich immer gut funktioniert. Also mit dem oberen Bereich – die unteren, die Bugln, waren genau solche Trotteln wie heute, die haben außer Gewalt gar nix verstanden. Wenn so einer ein paar Gehirnwindungen mehr gehabt hat als die anderen, ist er ohnehin aufgestiegen, und man hat wieder mit ihm reden können. Dann hat er auch etwas anderes verstanden als eine mordstrumm Watschen. Trotzdem hat sogar der letzte Bugl eine gewisse Fairness anerkannt. Wenn einmal die Rangordnung geklärt war, hat es kein Problem mehr gegeben. Er hätte dir natürlich nie einen Zund gegeben, weil er halt ein Bugl war. Aber getan hat er dir auch nichts.

Um wieder auf die Diensthundeabteilung zurückzukommen: Ich bin relativ bald fix dem »Tas-

so Vier« zugeteilt worden. Und das ist mir sehr recht gewesen, weil der Tasso Vier war zuständig für den Westen von Wien, damit auch für meinen Heimatbezirk Ottakring. Der Stützpunkt war in der Johann-Staud-Straße, neben der Feuerwehr. Ein Stützpunkt ohne Parteienverkehr – also das war alles andere als zuwider, dass wir uns damit nicht haben herumschlagen müssen. Wir haben deshalb als Ausstattung auch nur eine Schreibmaschine gehabt, nicht zwei, weil die Behörde der Meinung war, das reicht für uns. Und dieses Unikat hat dann eines trüben Tages im Spätherbst den Geist aufgegeben.

Der Tasso Fünf war damals im Prater stationiert – ein großer Stützpunkt, drum hatte der auch zwei Schreibmaschinen. Na gut, holen wir uns also eine von dort. Wir sind zu zweit los, ich bin gefahren, und mein Beifahrer war der Kollege Schurl, der mittlerweile leider schon gestorben ist. Der Schurl war für mich mit meinen dreiundzwanzig Jahren steinalt, er war nämlich schon zweiundfünfzig. Gemütlich war er und behäbig, und er ist nicht schnell unrund geworden, aber wenns so weit war, dann hat er das auch gekonnt.

Fahren wir also über den Handelskai; es ist schon stockdunkel, links von uns die Donauuferbahn, rechter Hand Wald mit Unterholz und Gestrüpp. Bevor wir in die Aspernallee einbiegen

können, springt auf einmal vor uns ein Mann auf die Straße und deutet uns ganz hektisch, dass wir anhalten sollen. Ich fahr auf den Gehsteig hinauf, und der Schurl, ganz gegen sein Naturell, springt aus dem Auto, bevor es noch ganz steht, und rennt zu dem, der uns angehalten hat. Ich bin noch beim Auto Absperren, da hör ich: »Halt, Polizei!« und gleich drauf berstendes Holz – ich schau hin und seh keinen Schurl mehr, nur den Passanten, der dort herumgestikuliert. Den Hund herauslassen? Keine Zeit, ich spring so schnell dorthin, wie's geht, und ich seh: Der Schurl liegt im Gestrüpp auf dem Rücken. Er deutet in den Wald und schreit: »Duat rennt des Oaschloch!«

Wie hätte sich mir die Situation anders darstellen sollen, als: Da rennt einer, der hat dem Schurl eine gegeben, wenn nicht noch was Ärgeres, und jetzt flüchtet er. Ich also ihm nach. Ein paar Mal fall ich hin, über die Asteln und die Brombeer-ranken, immer vor mir dieses Geräusch, dass einer durch das Gebüsch bricht. Der kommt mir aus! Ich zieh die Dienstwaffe, schrei: »Polizei! Stehen bleiben!« und schieß zwei Mal in die Luft. Da ist es auf einmal ganz still vor mir. Ich auch: ganz still. Ich versuch sogar, den Atem flach zu halten, obwohl mir ordentlich die Luft ausgegangen ist. Dann hör ich ein ganz leises Rascheln, bin hin, und wirklich: Da hat sich einer im Gebüsch ver-

steckt! Ich, ganz nach Vorschrift, zuerst Anruf: »Polizei, keine Bewegung!«, dann fixier ich ihn am Boden. Hinter mir hör ich dann noch was durchs Gebüsch kommen, und: »Fritz, ned schiaßn, i bins, da Schurl«

Worauf ich ganz stolz zurückschrei: »I hob eam scho, die Sau!«

Das ist natürlich nicht nach Vorschrift. Aber ich erzähls halt so, wie's war. Und der Schurl – wenn er einmal narrisch ist, dann ist er narrisch – stürzt sich auf den am Boden, beutelt ihn und schreit ihn an: »Du Oaschloch! Wegen dir stich i oida Maun mir die Augen aus!«

Er hat sich eh nichts getan, aber zornig ist er halt und beutelt ihn weiter.

Drauf der: »Ned! I bin a Invalid!«

Drauf ich: »Was, und da kannst no so rennen?!«, und beutel ihn zur Abwechslung auch einmal. Er war eh kein schwerer Invalide, er hat nur viele Brandnarben am Körper gehabt

Der Passant, der uns aufgehalten hat, hat später folgendes ausgesagt: Es ist ihm verdächtig vorgekommen, dass da einer auf der Straße mit einem Kabinenroller daherkommt, mit einem dreirädrigen Motorroller mit Verdeck, auf einmal stehenbleibt, aussteigt, sich ganz eigenartig umschaut und zu Fuß auf die andere Straßenseite in den Wald hinein wechselt. Dort, beim Prater, haben

gern die Spanner ihr Unwesen getrieben und die Exhibitionisten. Vielleicht war der eh so einer, aber verantwortet hat er sich damit, dass er dringend schießen hat müssen, und er hat schon einmal zwanzig Schilling Organmandat zahlen müssen, weil er im Freien geschissen hat, deswegen ist er davongelaufen. Und der Schurl, den hat er nicht einmal attackiert, der hat sich schlicht und einfach derstessen. Aber das hab ich ja nicht wissen können!

Haben wir halt eine Perlustrierung geschrieben, weil irgendwie hab ich die zwei Schuss ja erklären und mir refundieren lassen müssen. Das war mit größter Strenge geregelt, und ganz in Ordnung war die Sache ja nicht gewesen, nicht nur wegen dem Beuteln. Ich hab ja vorher nicht einmal vorschriftsmäßig in meine Trillerpfeife geblasen, das war eigentlich das Ärgere. Hab ich also geschrieben, dass mir im Unterholz die Pfeife samt Pfeifenschnur abgerissen ist und ich daher nicht auf dieselbe zurückgreifen konnte, und dass ich die Signalschüsse abgab, um auf meinen Standort aufmerksam zu machen. Na gut, es ist ja nichts passiert. Und die Schreibmaschine haben wir später auch noch geholt, vom Tasso Fünf.

Noch eine Geschichte mit einem, der gerannt ist

Noch so eine Geschichte fällt mir ein, bei der am Ende eigentlich nichts passiert ist, mit dem Unterschied, dass diesmal der Astor dabei war. Was nämlich auch noch zum Tasso-Vier-Gebiet gehört hat, war Döbling, bis hinauf in den Wienerwald. Und im Weingut Cobenzl ist ein paar Mal hintereinander eingebrochen worden, immer zur selben Tageszeit, am späten Nachmittag oder am frühen Abend – heute würde man »Dämmerungseinbrüche« dazu sagen. Deshalb haben wir dort zur passenden Zeit Streife machen müssen. Wir sind auf den großen Parkplatz gefahren, der zu der Zeit immer leer war, sind mit den Hunden herumspaziert und haben geschaut: Sehen wir wen? Sehen wir niemanden?

Eines Tages kommt da wirklich einer heraus beim Weingut, zumindest aus dieser Richtung, und schaut ganz gehetzt. Der schaut aus wie der »böse Einbrecher« in einem Zeichentrickfilm, mit allem, was dazu gehört, eine große Tasche hat er auch noch unterm Arm getragen, das einzige, was ihm gefehlt hat, war eine schwarze Augenmaske. Er sieht uns und rennt los. Wir natürlich Anruf: »Polizei, bleiben S stehn!« – Er schaut einmal zu uns zurück, sieht also ganz sicher, dass wir Polizisten sind – und dann wird er noch schneller!

Daraufhin Anruf: »Polizei, bleiben S stehn, oder i schick Ihner den Hund nach!« Der bleibt nicht stehen. Lass ich den Astor los – vorher hab ich eh geschaut, ob der Maulkorb gut oben ist.

Na ja, der Hund haut ihn nieder. Und in der Tasche – da ist gar kein Einbruchswerkzeug drinnen, nicht einmal eine überzählige Flasche Wein. Da ist gar nichts drinnen außer ein paar Reindeln, die jetzt alle in der Gegend herumfliegen. Wir im Laufschrift hin, den Hund weg, den Mann perlustriert – stellt sich heraus: Das ist ein Arbeiter vom Weingut Cobenzl. Ich frag ihn gleich, warum er denn gerannt ist? – Sagt er, er hat den Autobus erreichen wollen, der fährt um die Zeit nur mehr einmal in der Stunde, und jetzt kommt gleich der letzte. Laut Fahrplan wär der aber erst in einer halben Stunde gefahren; die Ausrede ist also einigermaßen blöd.

Warum ist der gerannt? Ich weiß es bis heute nicht. Haben vielleicht die Reindeln nicht ihm gehört? Aber das waren ganz normale Menagereindeln, also, wenn die dem Weingut gehört haben sollten, wär das deswegen keinesfalls in Konkurs gegangen. Aber er hat sich nicht aufgepudelt, ist nach der Perlustrierung einfach weiter seines Weges gegangen. Und wir, das war halt damals noch einfacher als für die heutigen Kollegen, wir haben nur einen kurzen Eintrag gemacht, dass wir ihn

perlustriert haben und dass nix war. Dass ich den Hund losgelassen hab, hab ich wohlweislich gar nicht erst hineingeschrieben. Und bis heute hab ich keine Ahnung, warum der Depp gerannt ist.

Der Astor wird Universalist und später Pensionist

Ein bissl interessanter ist unser Dienst geworden, als der Astor und ich zusätzlich die Suchtgiftausbildung gemacht haben. Da sind wir vor allem gerufen worden, wenn wo etwas nachzusuchen war – als Assistenz, wenn die Kollegen bei einer Amtshandlung nichts oder nicht viel gefunden haben. Und da haben wir manchmal eben doch noch was gefunden, und manchmal halt nichts.

Lange Zeit hat sich hartnäckig das Gerücht gehalten, dass ein Suchtgifthund nur dann ein Suchtgifthund werden kann, wenn er selber vorher süchtig gemacht worden ist. So ein Riesenblödsinn! Das beste Gegenargument: Hast du schon einmal einen Süchtigen hackeln gesehen? – Die Ausbildung funktioniert in Wirklichkeit so, dass die Nasenarbeit mit dem natürlichen Spieltrieb und mit dem Beutetrieb vom Hund verbunden wird, verstärkt durch lauter positive Anreize, versteht sich. Es wird ihm gezeigt, was er riechen soll, und wenn er's dann riecht, wird er recht belohnt,

und er wird natürlich auch belohnt, wenn er eben zurecht nichts riecht – das ist besonders wichtig, damit er ja keine Frustrationserlebnisse hat, sondern nur Erfolgserlebnisse. In der Hinsicht ist es den Diensthunden sicher besser gegangen als ihren zweibeinigen Kollegen.

In Wien ist es suchtgiftmäßig in den achtziger Jahren hauptsächlich um Haschisch gegangen und ein bissl um Heroin. Kokain war noch etwas sehr Exotisches und so teuer, dass es sich nur die gestopfte Schicki-Micki-Szene hat leisten können, sicher nicht der Durchschnittsgiftler, der ist schon am Heroin finanziell gescheitert. Das hat pro Gramm je nach Reinheitsgrad zwischen dreitausend und fünftausend Schilling gekostet, das wären nach dem ursprünglichen Umrechnungskurs zirka zweihundert bis dreihundert Euro gewesen. Der Kaufwert lässt sich ganz schwer umrechnen, weil sich alles so stark verändert hat; Gift und Elektronik sind heute im Vergleich zu damals extrem billig, manche Grundlebensmittel viel teurer.

Eines der Probleme beim unkontrollierten, weil kriminellen Verkauf von Suchtgift damals wie heute ist natürlich, dass keiner wirklich weiß, was drinnen ist. Dass der Staat sich nicht durch kontrollierte Abgabe zum Dealer machen will und darf, hat zur Folge, dass ganz unglaubliche Mixturen gehandelt werden, da ist Ziegelstaub noch

das Harmloseste. Dann ist Ende der Achtziger der Osten aufgegangen, und es ist auf einmal hochgradig reines Heroin hereingekommen. Mit dem haben sich viele überdosiert, weil sie bis dahin nur den gestreckten Dreck gespritzt und geschnupft haben. Eine richtige Todeswelle, und eines der prominentesten Opfer war der Hansi Dujmic, der 1988 am Gift gestorben ist.

Dass der Astor quasi ein »Universalhund« war, also ein Schutzhund mit einer zusätzlichen Ausbildung als Spürhund, war übrigens nicht ganz unproblematisch. Es war einfach eine finanzielle Frage, bei den Menschen wie bei den Hunden, dass man statt Spezialisten lieber Universalisten gehabt hat. Nur ist es bei Schutzhunden so: Es gibt welche, die liefern eine wunderbare Show, stellen großartig den Täter, und das hebt nicht einmal besonders ihren Adrenalinpiegel. Mit denen kann man hervorragend im Suchtgiftbereich arbeiten. Schwieriger wird es, wenn die Aggression echt ist. Die Suchtgiftarbeit muss ja immer ohne Maulkorb stattfinden, weil der den Hund beim Riechen behindern würde. Theoretisch weiß der Hund natürlich schon, was jetzt von ihm gefragt ist, dass er ohne Maulkorb etwas suchen und niemanden beißen soll – aber was ist, wenn auf einmal jemand eine blöde Bewegung macht?... Und der Astor, mein Gott, der war halt ein Häferl.

Das war aber nicht der Grund, warum ihn der Amtstierarzt dann eines Tages aus dem Dienst ausgeschieden hat. Das Ende seiner Polizeikarriere war mit der Diagnose besiegelt: Hüftgelenksdysplasie. Ich weiß nicht, ob das wirklich gestimmt hat, weil der Astor zwölf Jahre alt geworden ist und bis zum Schluss keine nennenswerten Probleme gehabt hat. Bis zu seinem Tod hat er bei meinen Eltern gelebt, die gleich ums Eck von uns gewohnt haben.

Wie ich zum Arco gekommen bin und wie ich ihm das Wildern nicht abgewöhnt habe

Nachdem mein Astor 1983 in Pension gegangen ist, habe ich einen anderen Diensthund gekriegt, den Arco. Keinen Rottweiler – ich wollt halt lieber einen Hund mit Schwanz, weil ein Hund ohne Schwanz ist kein Hund, und die Rottweiler haben damals noch keinen Schwanz haben dürfen. Der Arco war also ein Deutscher Schäfer wie der Astor – und ein kompletter Narr. Wie er zu mir gekommen ist, hat er schon eine bewegte Geschichte hinter sich gehabt.

Der Arco ist aus einer sogenannten »Schwarzdeckung« hervorgegangen. Ein Polizeihund war ja, wie gesagt, Eigentum der Republik Österreich,

deshalb war es aus rechtlichen Gründen verboten, mit ihm zu decken. Das hat aber ein paar Kollegen offenbar weniger interessiert, und so kam unter anderen Welpen auch der Arco zustande. Zuerst hat ihn ein Musiklehrer im Burgenland gekauft, der mit diesem, sagen wir einmal, »wesensstarken« jungen Hund überhaupt nicht zu Rande gekommen ist. Er hat seine Kinder bedroht gesehen und den Arco nach ein paar Wochen dem Hundeführer zurückgegeben. Dieser Kollege – er ist mittlerweile längst in Pension, und ich will mich an seinen Namen nicht erinnern – hat dann den Hund der Polizei verkauft.

Dort wurde der Arco einem auszubildenden Junghundeführer aus Graz zugeteilt, der hatte davor sein ganzes Leben lang noch nie etwas mit Hunden zu tun gehabt. Der hat sich vom ersten Moment an vor dem Arco gefürchtet. Später ist mir eine Geschichte erzählt worden, die ganz brutal zeigt, wie sehr es da mit dem sozusagen »Zwischenmenschlichen« nicht gepasst hat: Einmal bei der Fährtenausbildung geht der Hund an der Zehnmeterleine voraus, auf einmal dreht er ohne einen ersichtlichen Grund um, beißt den Hundeführer in die Hand und nimmt dann seine Fährte ganz gelassen wieder auf... Der junge Polizist hat den Hund trotzdem nach Graz mitgenommen, und um die Katastrophe komplett zu machen, hat

es damals für Graz noch eine ausgesprochen fragwürdige, um nicht zu sagen depperte, Sonderregelung gegeben: Der Hund wurde quasi als »Dienstutensil« betrachtet, das heißt, er ging nach dem Dienst nicht mit dem Hundeführer nach Hause, sondern blieb im Zwinger und wurde bei Dienstantritt wieder »ausgefasst«. Und im Zwinger zu stehen – das war für den Arco die Hölle! Da ist er erst recht aggressiv geworden. Der Jungpolizist hat dann nach einem halben Jahr aufgegeben, ich glaub, er hat sogar die ganze Hundeführerei an den Nagel gehängt, wahrscheinlich eh besser so. Und der Arco ist ein, zwei Monate lang im Zwinger gewesen, ohne dass irgendwer mit ihm arbeiten wollte.

Genau zu dieser Zeit ist mein Astor aus dem Dienst ausgeschieden. Für einen ausgebildeten Hundeführer hat es in dem Fall zwei Möglichkeiten gegeben: Entweder, du nimmst dir einen »rohen« Hund oder einen schon ausgebildeten, dem aus welchen Gründen auch immer der Hundeführer abhandengekommen ist. Im ersten Fall musst du die dreimonatige Hundeführerausbildung noch einmal machen, weil es ja eine Lehrzeit für den Hund genauso wie für den Menschen ist. Im zweiten Fall beschränkt sich das Ganze in der Regel auf gerade einmal eine Woche und nennt sich »Angewöhnung«. Keine Frage, was mir da lieber war.

Den Arco wollten mir die Abrichteleiter der Hundeabteilung zuerst gar nicht geben. Ich war zu der Zeit schon verheiratet, meine Frau hab ich ein paar Jahre vorher als junger Polizist bei einem Schiurlaub im Salzkammergut kennen gelernt, wo sie her ist, und wir haben zwei kleine Kinder gehabt; der Bub war erst ein Säugling.

Haben die gesagt: »Das geht nicht. Wir wissen von der Aggressivität dieses Hundes!«

Hab ich gesagt: »Scheißts euch nicht an. Den pack ich schon.«

Ich hab ihn aber erst unter der Prämisse gekriegt, dass ich versprochen hab: Ich bau einen Zwinger außerhalb vom Haus, damit er den Kindern gar nicht erst zu nahe kommt. Was ich mir allerdings schon ausbedungen hab, waren zwei Wochen anstatt der üblichen einen Woche »Angewöhnung«. Weil ich gesehen hab: Beim Arco brauch ich allein schon eine Woche, damit er mich nicht frisst, wenn ich in den Zwinger hineinwill. Das ist einer, der schnappt sofort zu, wenn ihm irgendwas nicht passt. Die zweite Woche brauch ich dazu, dass er auch das nicht mehr macht – also, nicht mehr mir gegenüber.

Ich hab ja schon gesagt: Der Arco war ein Narr und ist es auch bei mir geblieben. Er ist zu jedem hingegangen, hat so getan, als wollt er schmusen, aber sobald derjenige versucht hat, ihn zu strei-

cheln, hat er ihn gebissen. Das hat er bei fast jedem gemacht, nur nicht bei meiner Frau, nicht bei meinen Kindern und nicht bei mir. Meine Eltern, die fast täglich bei uns waren und die den Arco auch im Urlaub betreut haben, die hätte er gebissen, wenn sie den Fehler gemacht hätten, ihn angreifen zu wollen, anstatt ihm einfach kommentarlos sein Futter hinzustellen. Aber bei uns im Haus, wir haben damals schon jenseits der Donau gewohnt, da war der wahnsinnige Arco einfach ein normales Familienmitglied.

Im zweiundzwanzigsten Bezirk war mein Funk der »Tasso Zwei«, und die angenehmsten Überstunden waren die Streifen bei der UNO-City. Da haben der Arco und ich im Donaupark unsere Runden gedreht, und er ist dann gern seiner Lieblingsbeschäftigung nachgegangen: Wildern. Auf der so genannten »Papstwiese« im Donaupark waren hunderte Hasen zu Hause – Kaninchen und Feldhasen, bunt gemischt. Ich hab ihn dort immer von der Leine gelassen, und von drei Stunden, die wir unterwegs waren, hab ich ihn zweieinhalb Stunden lang nicht gesehen. Erst vor der Ablöse war er dann pünktlich wieder da.

Zusammengebracht hat er beim Wildern natürlich nicht viel, weil an ein gesundes Wild kommt ein Hund eh nie dran. Trotzdem wollte ich ihm die Sache gern abgewöhnen, und zwar mit dem